

Nr. 199. Bromberg, den 15. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Pralle glutende Sommersonne über der Pußta! In der endlosen Weite zittert die hitzgeschwängerte Luft in schimmernden Wellen, wie schillernde Seide. In sattem Tiefblau hängt die Decke des Himmels über der Erde, die müde all des Gebens und müde all des Lebens der Ruhe pflegt. Die Scholle ist hart und rissig, dunkel gebräunt, beinahe schwarz verkohlt liegt die weite Rasenfläche. Alle die Kinder, welche die Pußta in ihrer Jugend gebar, verwelkten unter dem sengenden Hauch der Sommersonne. Nur Reihergras, Kletten und Disteln behaupten nach wie vor ihren Standplatz und zeigen sich so als die treuesten der Steppenkinder.

Träge schiebt sich der Hortobagy, von rauschendem Schilf umsäumt, durch die endlose Ebene. Kein Baum, kein Strauch hebt sein Astwerk zum Himmel, nur die weißgetünchten Wände der Csarda (Heideschenke) leuchten über das eintönige Braun.

Breit und weitläufig gebaut, lehnen sich die Nebengebäude an die Schenke. In den Remisen stehen Wagen und Ackergeräte. Hinter dem Hause dehnt sich der Garten. Meilenweit — ohne Umfriedung und verliert sich unmerklich in Kartoffel- und Krautäckern. Diese gehen wieder in wogende, schwerhalmige Weizenfelder über, oder in lichtgrünes Blätterwerk klobigen Maises.

Zwischen der Wildnis von Feuerbohnen, Kürbis- und Melonenstauden, roten Rosen, Malven und brennender Liebe, welche der Garten hervorbringt, liegt ein braungebrannter, biegsamer Knabenkörper. Schwarzes Haargelock fällt ihm eigensinnig in die hohe Stirne und streift schmeichelnd die geschlossenen Augen mit den langen, seidenen Wimpern. Zierlich und fein, wie eine überreife Kirsche sitzt der Mund zwischen Kinn und Wangen. Die Ärmel des weißen Hemdes sind aufgekrempelt, die Hemdbrust weit geöffnet. Er schläft nicht! Er ist nur zu bequem die Lider zu heben, und als er es dennoch tat, geschah es langsam, bedächtig, mit starkem Blinzeln, als mache die Sonne, die über der Steppe brennt, seine Augen schmerzen.

Zwischen dem Geranke der Feuerbohnen tauchte der Csikos, der Roßhirt auf. Er bog das Gesicht vornüber und lachte. „Ausgeschlafen, Elemer?"

Der durchlöcherte Schlapphut hing ihm tief in die Stirne. Aus den weißen, flatternden Hemdärmeln sahen muskulöse, braungebeizte Arme. Das dunkle Haar lag in Zöpfen geflochten an den Schläfen, mit Schweinefett gesalbt und wie ein Schwalbennest festgeklebt.

Der Junge dreht sich ohne jede Hast nach der anderen Seite, damit er dem Csikos ins Gesicht sehen konnte, und bequemte sich zu sprechen: „Du willst wohl Rosen haben und Adonis und brennende Liebe für deinen Schatz! — Nimm, was du brauchst!"

„Wird man's nicht merken, Elemer?"

„Nein!"

„Und du verrätst mich nicht? — Du wirst auch nichts sagen?"

„Was soll ich sagen? — Daß du die Naja liebst — Das weiß doch die ganze Steppe!"

„Das schon! — Aber daß ich hier gewesen bin, das weiß niemand."

Der Junge zuckte die Achseln: „Nimm und geh!"

Der Roßhirt griff mit beiden Händen in die Flut der Blumen. Beide Fäuste hielt er nach wenigen Minuten voll davon. Er beugte sich zu dem Liegenden und flüsterte: „Kannst du heute kommen? — Zum Abend? — Großmutter hat für dich in den Sternen gelesen und will die Linien deiner Hand sehen, ob sie auch recht gedeutet hat."

„Ja."

„Wenn im Röhricht die Schilfsänger flöten und die Knechte nach der Csarda gehen, ist sie allein!"

„Ich komme!"

Eine Stimme rief aus der Schenke. Der Roßhirt duckte sich. Von dem Blattwerk der Bohnen, von Kürbis- und Melonenstauden geschützt, verschwand er geräuschlos und ungesehen, den Buschen fest gegen sich gepreßt.

„Mutter!" Der Junge richtete sich halb auf und streckte der blonden Frau, die sich ihm näherte, beide Arme entgegen. „Mutter! Wie das brennt!" Er legte die Hände gegen den Boden. „Die ganze Erde ist ein Feuer. Setz dich zu mir und horch wie die Scholle sich dehnt, wie die Risse springen, wie die Sonne den letzten Rest von Kraft aus den Gräsern trinkt."

Sie fuhr ihm liebkosend über das schwarze Haar und strich ihm die Tropfen fort, die über seine Stirne rannen.

„Es ist zum Ersticken heiß hier, mein Junge! Komm mit mir! Drinnen ist es kühler. Es ist niemand in der Stube. — Und — ich habe mit dir zu reden!"

„Mutter, wie feierlich!" Er stemmte sich in die Ellenbogen und sah lachend zu ihr auf. „Schieß los, Mutterchen! Was gibt es denn?"

Sie zögerte, setzte sich nun doch neben ihm auf die harte, knisternde Erde und nahm die eine seiner braungebrannten Hände in ihre kühle, weiße. „Du bist heute achtzehn Jahre alt, mein Junge."

„Ja, Mutter! Es ist schön, wenn man achtzehn Jahre ist."

„Und bist nun ein junger Mann!"

„Aber immer dein Kind, Mutter."

Er sprang auf, umfaßte ihre Schultern und drückte sie an sich, daß sie kaum Atem fand.

„Elemer!" Die Tränen standen ihr in den Augen.

„Ja, Mutter! — Du weinst?— Weil ich achtzehn Jahre alt und ein junger Mann bin?"

„Nicht deshalb, Elemer! Aber mit jedem Jahre, das du älter wirst, gehörst du mir weniger. — Und bald wirst du gar nicht mehr mein eigen sein."

„Oh!" Er küßte sie zärtlich. „Wer sagt denn das? — Ich gehöre dir immer! Dir — Und Großvater — und der Steppe!"

Sie zuckte zusammen. „Komm, Elemer! — Ich habe mit dir zu reden! Du mußt es wissen! — Du mußt —"

Gehorsam erhob er sich und schob seinen Arm durch den ihren. Langsam gingen sie nach dem Haus. Die Frau gesenkten Kopfes, ganz in Gedanken verloren, er mit hell-

wachen Augen, die feuchtroten Lippen zum vergnügten Pfeifen gerundet.

Gierig sog er den frischen, kühlen Hauch ein, der ihm aus der Gaststube entgegenströmte. Die Wände waren in glattem schmucklosem Weiß getüncht. An den Wänden hingen Heiligenbilder, Porträts berüchtigter Räuber, Ereignisse aus dem Leben derselben, Begebenheiten aus dem Jagd- und Hirtenleben bunt durcheinander. In der Mitte stand der riesige Ofen, von Bänken umrahmt, innerlich zum Brotbacken und äußerlich zum Wärmen dienend.

Elemer zog die blonde Frau zu sich auf eine der Bänke und lehnte den Rücken gegen die Wand. Die Steine strömten eine angenehme Kühle aus und der ungedielte Boden milderte die Hitze der Füße.

Ohne noch einmal zu fragen, sah er sie an.

Sie fühlte seinen Blick und wurde unsicher. Ihre Hände griffen nach den seinen, das blasse, feine Gesicht färbte sich mit leichtem Rot. Ich will dir von deinem Vater erzählen, Elemer!"

Sie fühlte den Druck seiner Finger, sah, wie seine Augen sich weiteten, wie die junge Brust sich hob. „Ja, Mutter," stieß er heraus! Seine Augen hingen an den ihren.

Aber sie sah über ihn hinweg. Holte noch einmal tief Atem und begann zu sprechen:

„Wir waren nicht immer in der Pußte!"

„Nicht? — Mutter?" Elemer hob überrascht den Kopf.

„Nein, mein Junge!"

„Ich kann mich aber nicht erinnern, daß wir je anderswo gewohnt hätten, Mutter!"

„Du warst noch zu klein damals und hast es vergessen, trägst es nimmer im Gedächtnis, Elemer."

„Möglich! — Also, Mutter, wo waren wir dann?"

„In Wien!"

„In Wien?" kam es erstaunt.

„Dein Vater ist hier in der Pußta geboren und kam mit 28 Jahren an eines der ersten Theater dorthin als Kapellmeister. Bei irgendeiner Festlichkeit, ich weiß nicht mehr genau, welche es war, wurde er mir vorgestellt und von diesem Augenblick an liebte ich ihn. Als wir uns nach Wochen wiedersahen, gestand er mir, daß er mich seither ebenfalls im Herzen trage. Aber unsere Liebe war völlig aussichtslos. Ich kannte den Stolz und die alten Traditionen meines Elternhauses, das eines der angesehensten Bankinstitute Wiens war, mein Vater war noch dazu von altem Adel. Zwei Jahre hielten wir unsere Liebe geheim. Durch einen Zufall überraschte uns mein Vater, als wir eines Abends nach dem Theater zusammentrafen. Sein Zorn und seine Vorwürfe waren grenzenlos.

Er nannte meinen Verlobten einen Schurken und Verführer, mich bezeichnete er als eine Ungeratene und beschimpfte mich als ehrlos.

Es fielen harte Worte zwischen deinem und meinem Vater. Der Schluß von allem war, daß meine Eltern mich vor die Wahl stellten, entweder von dem Kapellmeister Radanyi zu lassen oder von ihnen verstoßen, mit dem „Zigeuner", wie sie sich ausdrückten, durch die Welt zu ziehen.

Ich wählte das letztere.

Fluchbeladen, ohne jedes Wort des Segens, ohne jede Mitgift, folgte ich dem Manne meiner Liebe.

Er hatte mir unter dessen ein reizendes Heim geschaffen. Wir zogen in eine der kleinen, versteckten Villen außerhalb der Stadt und lebten nur für uns und für dich, als du uns nach eineinhalb Jahren geschenkt wurdest.

Ich zeigte den Eltern deine Geburt an. Du warst ihr erster Enkel. Es kam kein Gruß und kein Glückwunsch zu mir. Ich war vergessen, mein Verlust verschmerzt. Nur mein kleiner zehnjähriger Bruder, der zärtlich an mir hing, kam eines Tages mit der Schulmappe auf dem Rücken ganz insgeheim zu mir, um dich zu sehen. Er wollte gar nicht wieder fort, und ich mußte alle Überredungskunst aufbieten, daß ich ihn nach Hause brachte. Er hat wohl den Eltern von mir und dir geplaudert, denn ich bekam ihn von da ab nie mehr zu Gesicht.

Als du drei Jahre alt warst, brachte man mir eines Abends meinen Mann, der mein einziger Halt im Leben war, tot nach Hause. Ein Blutsturz hatte seinem Leben ein jähes Ziel gesetzt. Mein Leid, Elemer, kannst du nicht ermessen. Du weißt nicht, wie sehr ich deinen Vater geliebt habe.

In meiner Verzweiflung, im ersten großen Schmerz und dem entsetzlichen Verlassensein suchte ich Zuflucht am Herzen meiner Eltern.

Ich hatte mich verrechnet. Sie wollten nichts mehr mit mir zu tun haben. Durch einen Diener wurde mir Bescheid, daß kein Platz für mich in ihrem Hause wäre.

Ich hatte dich, mein Junge, und gab mich zufrieden. Aber nach kaum zwei Monaten waren meine Barmittel erschöpft. Ich mußte mich um einen Erwerb umsehen, wenn ich nicht wollte, daß du hungertest. Ich hätte nie geglaubt, daß es in dem großen Wien so schwer wäre, redliches Brot zu verdienen. Wochen lief ich von Tür zu Tür, ohne etwas zu bekommen, obwohl ich mich gerne jeder Arbeit unterzogen hätte. Schließlich wußte ich in meiner Not nicht aus, noch ein mehr. Es blieb mir nichts mehr übrig, als mit dir in den Tod zu gehen. Lange stand ich an einer der Brücken und sah in das schmutziggelbe Wasser, das die Donau mit sich führte. Mir war nicht bange, aber ich trug dich auf meinem Arm, und du hattest solch seliges Lächeln um den Mund und wußtest nichts von Tod und Sterben. Ein langes Leben lag noch vor dir.

Gegen Abend schleppte ich mich mit dir wieder zurück in unser Heim. Auf der Treppe zum Aufgang saß ein Mann und musterte uns forschend.

Ängstlich wollte ich mich an ihm vorüberdrücken. Da kamst du mir nachgelaufen und reichtest ihm das Händchen. Im selben Augenblick hob er dich empor und drückte dich an seine Brust und dein Gesicht an seine Wangen. „Ihr seid es schon — ihr seid es schon," stammelte er zwischen Lachen und Weinen.

Ich wollte dich aus seinem Arm befreien, aber er drückte dich nur noch fester an sich. „Laß mir das Kind," bat er. — „Du bist Luise Radanyi und dein Mann war mein Sohn und der Bub ist mein Enkel. Ich glaube fast, ich bin zur rechten Zeit gekommen."

Ich weiß nicht mehr, wie ich ins Haus gelangte. Sein Arm stützte mich vor dem Zusammenbrechen, so elend hatten mich Hunger und Verzweiflung gebracht. Er brachte uns zu essen. Du schliefst auf seinem Schoße ein. Da erzählte ich ihm, was ich im Begriffe war zu tun. Er war entsetzt und rückte enger gegen mich. Ich bat ihn, sich wenigstens deiner zu erbarmen und mich meinem Schicksal zu überlassen. Da griff er nach meinen Händen und strich unablässig darüber hin, während er sprach. Seit dem Tode meines Mannes hatte niemand mehr so gütig zu mir geredet.

„Ich nehme euch mit," sagte er liebevoll. „Die Csarda hat Platz für euch beide. Und das Kind meines Sohnes wird eine Jugend haben, wie du sie ihm hier in der Stadt niemals würdest bieten können."

So bin ich denn mit ihm gezogen und habe es nie zu bereuen gehabt. Du weißt und siehst, wie er mich auf den Händen trägt und dich mit mir. In all den vierzehn Jahren, die ich nun bei ihm wohne, habe ich kein böses Wort gehört. Ihr Güte empfange ich von ihm vom Morgen bis zum Abend. Wir haben nie gedarbt, nie gedürstet, nie gehungert. Deine Kindheit war so voll Sonne, wie die Steppe im ersten Maien. Du hast nichts entbehrt, auch deinen Vater nicht, denn er ist dir jederzeit ein solcher gewesen."

„Mutter!" Elemer war aufgesprungen und stand hochaufgerichtet vor ihr. „Mutter, wo ist der Großvater, daß ich ihm danken kann!"

„Geduld dich, mein Junge!" Luise Radanyi hielt ihn an beiden Händen fest. „Laß dir nur erst sagen, wie du ihm danken kannst."

„Ja, Mutter! — Sag rasch!"

„Er will, daß du dir nun dein Leben selbst zimmerst, es soll nicht später von dir heißen, wie es bei deinem Vater der Fall war, du seiest ein Zigeuner."

Elemer lachte. „Was kann man dagegen machen, Mutter?"

„Er will dich fortbringen!"

„Mutter!" Das Knabengesicht erstarrte in Schreck und Abwehr. „Fortbringen? — Fort von hier? — Niemals."

Zitternd vor Erregung stand er vor ihr. Seine Nasenflügel bebten. Die Augen glänzten feucht und ein schmerzliches Zucken ging um den schmalen Mund.

Luise Radanyi wollte nach seinen Händen greifen, aber er entzog sie ihr. „Sag doch, Mutter, wie denkst du dir dann das — das Fortgehen. — Kein Mensch kann das von mir verlangen. Großvater am allerwenigsten!"

„Was ereiferst du dich so, mein Bub?"

Die hohe, breitschultrige Gestalt des alten Radanyi schob sich unter die schmale Türe. Elemer vergaß jedes Wort der Begrüßung und eilte auf ihn zu. „Großvater, ist das wahr, was Mutter mir soeben gesagt hat?"

„Was hat sie dir denn gesagt?"

Der weißbehaarte Mann und die noch junge, hübsche Frau sahen sich verständnisvoll an.

„Daß ich fort soll," stieß Elemer hervor.

„Ja, das ist wahr!"

„Dann — dann liebst du mich nicht — und ich — Großvater, ich glaubte, du liebtest mich!"

„Dein Glaube ist schon der rechte, mein Junge, aber eben weil ich dich liebe, mußt du weg von hier."

„Und wenn ich nicht will?"

„Du mußt, Elemer!"

„Müssen?" Der Mund des Knaben blieb halb geöffnet.

„Ja."
„Ich will aber nicht, Großvater!"
„Elemer . . ."
Der Ruf blieb ungehört. Der Junge war bereits aus dem Zimmer gestürmt. Verwundert, beinahe erschrocken sah die Mutter ihm nach.
„Hast du dir das erwartet, Vater?" sagte sie beklommen.
„Ja, Luise. — Du nicht? — Er hat unser heißes Blut. Er wird sich finden und dann von selber zurückkehren. Sei ohne Sorge. — Du sollst nicht weinen, Luise. — Die Vorwürfe, die er mir jetzt macht, sind nichts im Vergleich zu denen, die er mir später machen würde, wenn ich ihn immer hier behielte."
„Und du verzeihst ihm, Vater? — Du trägst ihm nichts nach?"
„Wie kannst du fragen. — Dem einzigen Enkel! — Wo mir sonst nichts geblieben ist als du und er."
Sie griff nach seiner Rechten und drückte sie gegen die Wange. Er strich ihr gedankenverloren das blonde Haar aus der Stirne, nickte schweigend und verließ ohne jedes weitere Wort das Zimmer.
Brennend rot fiel die Sonne im Westen. Immer tiefer rückte sie nach dem Rande des Horizonts. Scharf begrenzt schimmerten die Wassertümpel aus dem rostbraunen Boden. In ihnen spiegelte sich der glühende Himmel, wie in einem schmutzigen Stück Spiegel. Der Hortobagy trieb die feurige Glut, die das Tagesgestirn auf ihn abfärbte, schleppend mit sich fort. Ganz ferne am Steppenrande stand ein riesiger, purpurroter Fächer, der Erde und Himmel unter seinen Strahlenmantel nahm. Allmählich erloschen die Farben. Nichts als eine langgestreckte Wolke blieb zurück, die einen feinen rosa Gürtel trug, der immer mehr verblaßte. Kein Ton drang in die tiefe, melancholische Stille. Breit, wie eine Riesenbrust in ruhig-gleichmäßigen Zügen atmet, lag die endlose Steppe, in festem, traumseligem Schlaf.
Über den schmalen, staubigen Weg, der die Weizenfelder wie ein schwefelgelbes Band durchzog, kam Elemer mit hängenden Schultern, den Kopf abwärts gesenkt, barhaupt, mit einem finsteren Zug im Gesichte.
Aus der Gaststube kam Lachen und Lärmen. Die Augenbrauen zusammengezogen, horchte er auf. Ach, er wußte nur zu gut, wie es jetzt in der Stube aussah. Auf den langen Bänken um den großen Tisch saßen die Bauern und die Knechte, die in der Runde wohnten. Sie hielten die kurze Tonpfeife im Mundwinkel und redeten, vielmehr schrien sich heiser, wie die Arbeitslöhne stiegen, was das Korn kostete und wie die Pferdepreise standen. Dazwischen tranken sie in langen Zügen von dem jungen Landwein, der in hochhalsigen Flaschen vor ihnen stand. Ihr Mund wurde immer beredter. Sie erzählten Schauermärchen, wußten etwas zu sagen von vergrabenen Schätzen, von Räubern und Mordgesellen, von Dieben, die nachts um die Csarda schlichen und nach den großen Stuckfässern im Keller Durst verspürten.
Elemer hörte das gesunde, frohe Lachen seines Großvaters, der nicht an derlei Dinge glaubte.
Seine Zähne schoben sich fest übereinander. Der konnte lachen, während er wie ein Heimatloser über die Pußta schlich. Ungesehen gelangte er ins Haus. Hinüber in die Schenke.
Dort saßen die Zigeuner, bescheiden, wortkarg in die Ecke gedrückt und spielten ihre Weisen. Die Geige des Primas jubelte und schluchzte unmittelbar darauf hell hinaus, dazwischen sprangen die Hämmer des Cimbals, Klarinette und Flöte schmeichelten sich darein, Cello und Baß gaben den Grundton.
Dicht neben den zerlumpten Gestalten, fest an die Wand gedrückt, stand Elemer. Er machte eine gebietende Bewegung. Da schwieg die Musik mit einem schrillen Strich.
Er nickte dankend und wandte sich an den Primas: „Spiel mir ein Lied, das alles Leid der Erde in sich trägt."
Der staunte ihn an: „Was weißt du von Leid?"
„Spiel!" kam es befehlend.
Einen Weinen klang durch das Dämmer. Wie das Schluchzen eines heimwehkranken Kindes klagte die Geige des Primas. Er hatte die Augen geschlossen und wiegte sich im Rhythmus. Ein Lächeln durchbrach den Schmerz, dann aber rann von neuem dieses erschütternde, seelenergreifende Weinen durch den Raum.
Elemer sank auf einen der Stühle und grub das Gesicht in die Hände. Dann hob er den Kopf. „Gib mir die Geige, Primas!"
„Hab ich nicht recht gespielt, Elemer?"
„Doch! — Aber mein Leid ist anders, als das deine!"
Er setzte den Bogen an. Ein Ton drang durch die Nacht der Steppe. Das war nicht Leid allein. Das war Zorn und Verzweiflung und jähes Aufbäumen gegen den Zwang des Lebens. Mitten im Spiel hielt er inne und warf dem Primas das Instrument zu. Im nächsten Augenblick war er aus der Schenke verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Gift.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Der Knecht riß den Pflug in die Höhe und stieß ihn dann tief in das braune, frühlingsfeuchte Erdreich. Die Gäule zogen an. Breitspurig und schwer, wie ein Matrose im Sturm, stapfte er hinter dem sich mühsam vorwärts kämpfenden Gespanne her und achtete darauf, daß die Furchen gradlinig wurden. Zuweilen, wenn der graue Wallach versuchte, unbemerkt leer in den Sielen zu gehen, fluchte der Mann und hob die Peitsche. Das war aber auch alles. Sonst blieb er stumm und tat seine Pflicht. Tagaus, tagein. Seit Jahren.
Kurz bevor die Mittagsglocke vom Gehöft herüber dengelte, sah er auf der Landstraße zwei Wohnwagen dahin schwanken. Bunt waren sie, diese Wagen, und über dem einen qualmte der Schornstein. Zigeuner, dachte der Knecht. Oder Zirkusleute. Fahrendes Volk auf alle Fälle. Menschen, mit denen er nichts gemeinsam hatte, denn sie verkörperten eine fremde Welt. In der gab es keine Erde, auf der man Aussaat halten konnte, und Ernte. Eine Welt des Zufalls. Er haßte den Zufall.
Als der Knecht mittags heim kam, standen die Wohnwagen in einer Ecke des Hofes. Die Kinder des Bauern liefen ihm entgegen und erzählten, die fremden Menschen wollten die Nacht über da bleiben. Er spuckte aus und gab keine Antwort. Was gingen ihn diese Vagabunden an? Er schirrte die Gäule ab, als sei nichts Absonderliches geschehen, tränkte sie und warf ihnen Gemenge vor. Dann ging er selbst essen. Mit keinem Wort beteiligte er sich an den Gesprächen, die das Gesinde über die Fremden führte. Aber er konnte nicht vermeiden, es mit anhören zu müssen, daß ein Mädchen dabei sei, eine wahre Teufelin, die werde abends auf dem Seile tanzen.
Abends tanzte sie auf dem Seile. — Man hatte einen großen Reisighaufen angezündet, um ihre Künste bequemer bewundern zu können. Der rote Widerschein des Feuers klammerte sich an das gelbe Kleid der Gauklerin, daß sie aussah wie eine am Nachthimmel dahin springende Flamme. Als sie zu Ende war, klatschten die Leute und schrien: Bravo! Auch der Knecht war unter ihnen. Aber er sagte kein Wort.
Die Leute gingen auseinander. Nur der Knecht blieb. Er wußte selbst nicht, warum er dort stand wie ein eingegrabener Pfahl. Er machte auch keine Anstalten, sich zu trollen. Er war wie betäubt und starrte in das Gewirbel der sterbenden Funken.
Plötzlich tauchte das Mädchen neben ihm auf. Ihr gelbes Kleid war erloschen, dafür glimmten die Augen. „Komm," sagte sie und berührte seine Hand. Er folgte ihr willenlos, und sie gingen ins Dunkel.
Die junge Zigeunerin sprach. Sie erzählte von einer großen Stadt, in der sie oft gewesen sei und beim Scheine greller Lampen vor Hunderten von Menschen auf dem Seile getanzt habe. In rotem, eng anliegendem Trikot. Die Menschen hätten starken Beifall gespendet. Besonders die Männer.
Auch von anderem berichtete sie. Von dem Leben auf der Landstraße und einem gewissen Athleten Antonio, der die Truppe verlassen habe. Leider. Seine feinste Nummer sei es gewesen, wenn sie sich plötzlich, wie aus Versehen, hoch aus der Kuppel des Zirkus fallen ließ und er sie unten mit weit ausgebreiteten Armen auffing. „Ja, das war schon ein Kerl, der Antonio! Kräfte hatte er" — und sie betastete seinen Arm — „Kräfte, fast wie du!"
Sie blinzelte ihn an. Ihm wurde heiß unter diesem herausfordernden Blick, und er griff nach ihr. Aber sie entwand sich seinen ungeschickten Händen und schlüpfte ins Gebüsch. Noch eine ganze Weile hörte er ihr Lachen.
Am nächsten Morgen waren die Wagen fort. Der Knecht ging mürrisch an seinen Pflug. Die Furchen erschienen ihm sehr lang. Und der Wallach war besonders faul. Er konnte es kaum erwarten, daß zu Mittag gedengelt wurde. Er verspürte eine Unruhe, die er nicht zu erklären vermochte, und das war wohl das Schlimmste. Als es endlich Abend wurde, ging er in den Wald und suchte die Stelle auf, wo ihm das Mädchen entflohen war. Er sah die Spuren ihrer nackten Füße im Moos. Und da er nichts anderes zu tun wußte, schlug er mit den Fäusten gegen die Bäume.
Das ging so mehrere Tage.
Eines Morgens erschien er im Sonntagsgewand. Er sah grau aus und hatte Ringe unter den Augen. Der Bauer fragte nicht viel, als er um seinen Lohn bat. „Wirst du wiederkommen?" erkundigte er sich nur, denn jener war ein guter Arbeiter. „Ich weiß nicht", antwortete der Knecht. „Vielleicht. Meine Sachen können ja hier bleiben".
So ging er.

Die Mägde standen an den Zäunen und schauten ihm nach. Als er im Walde verschwunden war, ohne sich umzusehen, schüttelten sie die Köpfe und machten sich wieder an die Arbeit. Keine begriff ihn. Nach ein paar Wochen war er vergessen. —

Ein anderer Knecht stellte sich hinter den Pflug, dort, wo der Fortgegangene ihn hatte liegen lassen, stieß ihn tief in das frühlingsfeuchte Erdreich und führte das Werk weiter. Nur wenn der Wallach nachließ, schrie er und hob die Peitsche. Und nach jeder zehnten Furche stopfte er sich seine Pfeife und blies die weißen Wölkchen über das braune Land. Sonst aber blieb er stumm und tat seine Pflicht. Tagaus, tagein.

Durch viele Jahre . . .



Bunte Chronik

* **Kröten als Haustiere.** Die Kröte, die bei uns und namentlich von der Weiblichkeit mit dem größten Widerwillen angesehen wird, spielt im Haushalt der Natur eine wichtige Rolle und leistet dem Landwirt oder dem Gärtner große Dienste. Sie ist nämlich der geschworene Feind der Schnecken, Raupen, Käfer und sonstigen Schädlinge, die infolge ihrer fabelhaften Gefräßigkeit wahre Verheerungen auf dem Felde und im Gemüsegarten anrichten können. Die Kröten, die ebenfalls mit einem starken Appetit gesegnet sind, nehmen den Kampf mit diesem Ungeziefer siegreich auf und fressen in der Nacht so viele davon, daß ein von Schädlingen befallenes Feld oder Gartenstück bald gesäubert ist, wenn man diese vierbeinigen Polizisten nur ungestört gewähren läßt. — Die englischen Landwirte haben sich diese Eigenschaften der Kröten längst zunutze gemacht und pflegen eine ganze Anzahl dieser fleißigen Helfer in Kellern zu überwintern, um sie im Sommer auf ihren Plantagen auszusetzen. Ähnlich macht man es in Frankreich, wo man in den Departements, in denen vorwiegend Landwirtschaft, Weinbau und Gartenkultur vorherrscht, überall zahlreiche Kröten als Nutztiere antrifft. Ja, in jedem größeren Flecken gibt es sogar regelrechte Krötenhändler, die ihre lebende Ware in großen Fässern feilhalten. Die Kröten werden im Dutzend verkauft, und wir, die wir noch nicht das „freundschaftliche" Verhältnis zu diesen nützlichen Tieren haben, sehen nicht ohne Schauder, wie der Händler mit dem bloßen Arm in das feuchtkalte Gewimmel hineingreift, um die gewünschte Anzahl herauszufischen. — In den Tropen gehört die Kröte zu den schlechterdings unentbehrlichen Haustieren, da es dort bekanntlich von Ungeziefer aller Art, namentlich geflügeltem, wimmelt. Käte Olshausen-Schönberger, die bekannte Karrikaturenzeichnerin und Tiermalerin, erzählt in einem Büchlein mit exotischen Tiergeschichten aus den Erinnerungen ihrer Tropenjahre, wie die Kröten tagsüber stumpf und unbeweglich im Garten unter Steinen hockten, gegen Abend aber lebendig wurden und dann mit ihrem eigentümlich-platschenden Schritt, wie der Froschkönig im Märchen, die Behausungen der Menschen aufzusuchen pflegten. Dort machten sie es sich mit Vorliebe auf den seidenen Kissen der Ruhebetten und Sofas bequem, und nicht selten mußten etwaige Besucher erst einige Kröten verscheuchen, ehe sie sich niederlassen konnten. Daran nahm aber niemand Anstoß, weil man dort gewöhnt ist, die Kröten so als zur Familie gehörig zu betrachten, wie wir etwa die Lieblingskatze oder den Schoßhund.

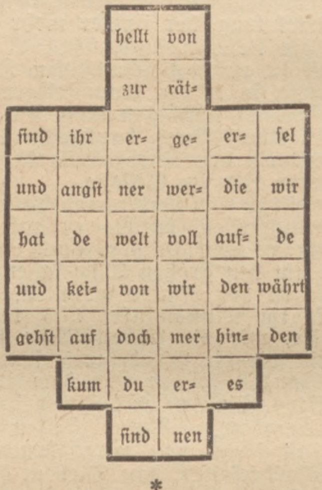
*

* **Liebe als Reklamemittel.** Man kennt die Reklamevorführungen, die in den Schaufenstern großer Firmen bisweilen veranstaltet werden und eine große Anzahl Schaulustiger herbeilocken, aus denen meist alsbald auch Kauflustige werden. So wird z. B. ein Webstuhl in voller Tätigkeit gezeigt; in einem anderen Geschäfte steht eine Tubenfüllmaschine zur Schau, die Zahnpasta in kleine blinkende Tuben füllt. In einem Schaufenster sitzen weißgekleidete Zigarettenarbeiterinnen und führen den Werdegang einer Zigarette vor. An anderer Stelle wird eine elegant gekleidete Dame vor den Augen des Publikums frisiert, manikürt oder ähnliches, kurz, man kann die Liste bis ins Unendliche erweitern. — Ein originelles Mittel, um Schaulustige anzulocken, wandte jüngst ein Londoner Konditoreibesitzer an. Es erschien in den Londoner Zeitungen ein Bericht über eine heftige Auseinandersetzung eines Liebespaares gerade vor der betreffenden Konditorei, wobei der Liebhaber mit seiner vermeintlichen Ungetreuen ins Handgemenge geraten war und dabei die Schaufensterscheibe zertrümmert hatte. Diese zertrümmerte Schaufensterscheibe lockte schon zahlreiche Zuschauer an, aber die Sache ging noch weiter. Am nächsten Tage erschienen in denselben Zeitungen gleichlautende Anzeigen, in denen die verlassene Braut den rabiaten Geliebten aufforderte, sich zum Zwecke der Versöhnung wieder in jener Konditorei zu treffen. Natürlich fand sich auch eine Anzahl Neugieriger zur angegebenen Zeit ein, doch wurden die Wartenden enttäuscht, denn es war kein Liebespärchen zu sehen. Am folgenden Tage kam die Aufklärung, wieder durch die Zeitung: Nelly, so hieß die Braut, war durch einen Unfall verhindert worden. So ging die Liebesgeschichte eine ganze Weile in der Zeitung weiter, und immer wurde als Rendezvous die betreffende Konditorei vereinbart. Zuletzt ließ der findige Konditoreibesitzer tatsächlich einen Herrn und eine Dame als Liebespaar in Erscheinung treten und eine rührende Versöhnungsszene aufführen, die mit einem Teestündchen im — Schaufenster endete, wobei so köstliche Leckereien aufgetragen wurden, daß die Hunderte von Zuschauern, von der Suggestion ergriffen, gleichfalls in den Laden strömten, und die gleichen Erfrischungen verlangten. Die Konditorei gilt seitdem als das klassische Lokal für Liebespärchen, und die Redensart von „love-making at Mathews" (Kurschneiden bei Mathews), so lautet der Name des Inhabers, ist zu einer stehenden in London geworden.



Rätsel-Ecke

Rösselsprung.



		hellt	von		
		zur	rät=		
sind	ihr	er=	ge=	er=	sel
und	angst	ner	wer=	die	wir
hat	de	welt	voll	auf=	de
und	kei=	von	wir	den	währt
gehst	auf	doch	mer	hin=	den
	kum	du	er=	es	
		sind	nen		

*

Umstellungs-Rätsel.

Die Wörter:

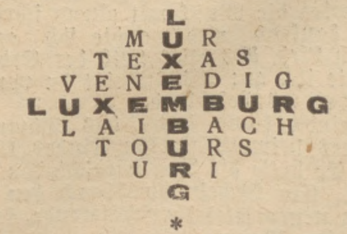
München, Bleriot, Montblanc, Helene, Kalesche, Lohmeyer Nußbaum, Menzel, Oder, Schwarz

sind so untereinander zu bringen, daß eine senkrechte Buchstabenreihe entsteht, die einen Abschnitt des Jahres bezeichnet.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 194.

Geographisches Diamant-Rätsel:



*

Kapsel-Rätsel:

Die Speisekarte.

Kartoffelsuppe, Maulsalat, Wellfleisch, Kerbelsuppe, Czrasy, Hasenbraten, Pfefferfleisch, Rumauflauf, Püreekartoffeln, Eierspeise, Wildschweinskopf.

= **Kalbsbraten.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.